

Kulturwerkstatt Haus 10, 30. Januar 2015

Eröffnung der Ausstellung: please hold the line

Kerstin Müller, Stephanie von Hoyos, Charlotte Panowsky, Nikolaus Brass

Please hold the line

Meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Freunde: bleiben Sie dran. Laufen Sie nicht weg.

Please hold the line: Das war einer der vielen Impulse zu dieser Ausstellung: dran bleiben. Weitermachen. Warten. Schauen, was kommt.

Please hold the line, das kann ja auch nerven, man will jemanden erreichen und am andern Ende der Leitung nur ein sturer Automat, der einen kontinuierlich ermuntert: bleiben Sie dran! Sonst nichts: Warten, sich offen halten. Die Verbindung halten.

Dran bleiben. Vor dem Blatt, der Leinwand, dem digitalen Zeichenbrett: eine Energie in die Zukunft richten, in eine Bewegung umformen: daraus eine Bewegung aufnehmen, fortführen: Der formschaffenden Kraft der Linie begegnen.

Der Linie folgen. Sehen, was sie umreißt, spüren, welch Eigenleben ihr innewohnt. Gestalt, Figur, ungegenständliches Glück der Bewegung: all das gehört der Linie von Anfang an, Abstraktion und Abbildcharakter gehören zu ihr wie das Doppelgesicht zu Janus. Sie schafft Umschlossenes, also Figürliches und sie generiert sich selbst als Zeichen freier Energie. Und ein drittes kommt hinzu: wenn Linie entsteht, entsteht zugleich Raum, Fläche, Kraft, Körper, Richtung. Oben, unten, hoch, tief, spitz, rund, warm, kalt und so fort.

Please hold the line heißt aber auch: dass aus dem Warten und Offen-bleiben ein Spur-Halten wird. Alle Blätter, Leinwände und Rahmen diese Ausstellung tragen die Spur dieses inneren Prozesses. Der ist unbegrenzt, offen, nie an einem Ziel.

Aus diesem integrativen Verständnis der Linie als Vielheit-stiftendes Element erwuchs das Konzept dieser Ausstellung. Ob in den malerischen Linien von Charlotte Panowsky, der fast comic-artigen Zeichensprache von Kerstin Müller, den scharf umrissenen Figuren auf den Leinwänden von Stephanie von Hoyos, den musikalischen Lineaturen der Partiturseiten von Nikolaus Brass: Überall ist die generative Kraft der Linie sowohl Ausgangs- wie Zielpunkt des kreativen Prozesses.

So wird aus Dranbleiben und Spurhalten noch ein weiteres: Im Formgedächtnis des Rezipienten wird die Linie zur „Erkenntnis-Spur“ und damit zu einer Einladung an Sie, verehrte Publikum, sich in ein offenes Feld der vielfältigsten Bezüge und Verweise zu begeben.

„Dass man allein viel seltsam Ding mit einer Linie machen kann“, schrieb Dürer 1525 in seiner *Unterweisung der Messung*. Der Kunsthistoriker Werner Hofmann nimmt diese Spur auf und spricht in seinem jüngst bei C. H. Beck erschienenem Buch mit

dem so musikalischen wie aussagemutigen Titel: „Die Schönheit ist eine Linie – 13 Variationen über ein Thema“ beim Betrachten der spontanen Expansion linearer Energien mittelalterlicher Miniaturen von einer „Partitur der Varietät“. Hofmann sieht die Linie seit Anbeginn mit einer „Zweisprachigkeit“ begabt. Sie diene zum einen der abbildenden „Vereindeutigung“, zum andern generiere sie einen „Schwebezustand“, in dem zeichnerisches oder malerisches Wollen, als „Treibgut der Imagination“ sich „dynamischer Transformabilität“ hingeebe. Und so seien mit der Linie seit den Höhlenmalereien von Altamira oder Knochenschnitzereien aus Montgaudier immer schon zwei „Spiel-Räume künstlerischen Tuns“ aufgerufen: das „Nachmachen“, sprich: Schaffen von Wahrnehmungsfakten, und das „Machen“: die Materialisierung von Einbildungskraft. Als Umrandung schaffe die Linie den „Umfang eines Sachverhaltes“, als autonome Linie, „die sich auf keinen körperlichen Sachinhalt bezieht“, ist sie „reiner Rhythmus und abstrakte Symmetrie“. Diese der Linie eingeschriebene Ambivalenz ist nach Hofmann konstituierendes Merkmal künstlerischer Weltaneignung. Daraus rühre seit den Anfängen unserer Überlieferung die unabdingbare „Mehrsinnigkeit“ eines Kunstwerks.

Kerstin Müller sagt: „Blind tauche ich in mein Bildergedächtnis, um daraus für mich fremdartige und doch vertraute Formen zu finden und dann zeichnerisch zu destillieren. Meist entstehen bei diesem Prozess figurative Darstellungen, die durch englische Textfragmente ergänzt werden.“ Das ist die sehr nüchterne Umschreibung eines sehr genauen Hinsehens, denn man erkennt sogleich: „der ganze Wahnsinn kommt ins Bild“, die Werbefloskeln, die permanente Aufforderung zu Agilität, Flottheit, Happyness. „Nirvana for ever“ heißt dann auch die zusammengenähte (mit heißer Nadel, so könnte man im Jargon des Journalismus sagen), mit heißer Nadel zusammengenähte Phantasmorgie aus Werbe- und Medienwelten. Kerstin Müller spielt kritisch und ironisch in ihren Arbeiten mit den Möglichkeiten der neuen Medien, ihre hier ausgestellten Papierarbeiten finden sich auch auf ihrem Blog „Zeichnen-ist-Gold.de“ und die Arbeit in der kleinen Kammer, „Hirngespinnste“, lässt auf zwei screens die Flüchtigkeit figurativer Welten mit der Flüchtigkeit des Mediums konkurrieren. Wie in Trance taumeln Traumfiguren ihrem Vergehen entgegen, kaum dass wir ihr Entstehen gewärtigen.

„Meine Arbeit ist impulsiv und spontan von Gefühlen und Farben bestimmt“. Charlotte Panowskys Arbeiten leben aus der Eigendynamik des bildnerischen Schaffens. Striche, Linien, Übermalungen, das Collagieren, Abdecken und Verbergen: auf dem Weg in die Tiefe einer Bildidee setzt die Linie immer wieder

„ihre Wahrnehmungszeichen. Sie trennt und verbindet, umreißt und verankert, schafft Rhythmus, gibt sich lesbar und tritt mit Gemaltem in Spannung“. Charlotte Panowsky macht das Bild zum Energieträger, das einer unbekanntem, sich immer wieder neu konstituierenden Eigendynamik gehorcht. Ihre ganz eigene Emotionalität gewinnen diese Arbeiten durch jeweils ganz unterschiedliche materielle Entscheidungen: einmal ist es der Bildträger (wie im dritten Raum die Arbeiten auf Zeitungspapier), einmal die Dichte und Materialität der Schichtungen, einmal sind es ganz versteckte Hinweise, wie hier im zweiten Raum das geometrische Raster der Linien eines eingeklebten Trauerbriefes, das den Bildraum der ganzen Arbeit strukturiert.

„Meine bildnerische Arbeit ist ein Zeitgeschehen, einer biographischen Arbeit ähnlich“, so beschreibt Stephanie von Hoyos das Entstehen ihrer Werke. „Ich beginne mit einer Linie, einer zeichnerischen Form, die Auftakt und Stimulanz ist, eine zweite Form setzt sich hinzu. Farben übermalen die Linienformen, die weiter sichtbar bleiben, als Schatten oder Erinnerung. Zwischenzeitlich ist die Leinwand oder das Papier überbordend bedeckt mit Figuren, Zeichnungen, Farbkleckschen, abschweifenden Nebenschauplätzen, die durch Übermalung wieder gebändigt oder zusammengezogen werden. Der Vorgang kann sich über Tage hinziehen.“

Betrachten wir die eigentümlich entleerten und doch untergründig erfüllten Bilder im letzten Raum der Ausstellung, so spüren wir: Was einmal war, ist Erinnerung geworden, aber nicht vergessen. Wie in einer Traumsequenz treten einige Formen überdeutlich hervor, andere sind nur schemenhaft zu erkennen, doch ihre Anwesenheit scheint essentiell für das Bildverständnis zu sein, das sich gleichwohl jedem Verständnis in Worten zu widersetzen scheint. In den Bildern von Stephanie von Hoyos scheint etwas von der unendlichen Bewegung von Ebbe und Flut, Kommen und Gehen, Werden und Vergehen eingefangen, übersetzt in ein Alphabet einfacher, wiederkehrende Formen, Farben und Figuren.

Und dieses Alphabet bringt die Welt auch zum Tanzen: in den 36 Papierarbeiten in Mischtechnik, die wie ein kleiner Fries die Längswand des letzten Raums füllen, tummeln sich in immer neuen Arrangements genau dieselben Formen und Zeichen, die wir aus den großformatigen Bildern kennen, hier allerdings leichtfüßig und beweglich, wie eine seltsame Kommune bei einem bizarren Paarungstanz, in unendlicher Varietät, als gäbe es kein gestern und morgen.

Die Idee des Frieses lag auch der Gestaltung des Eingangsraums zu Grunde: hier gestalteten die drei Künstlerinnen gemeinsam und zeitgleich die fünf Papierbahnen, jede nahm auf, was sie von den jeweils anderen empfing und gab weiter, was die anderen fortspannen. Wenn sie so wollen: „Eine Selbstdarstellung des Gestaltungsaktes“. So nannte Kandinsky eine „Kunst ohne Fakten“.

Als fachfremde und doch verwandte Kobolde der zeichenhaften Bedeutung haben sich einige Notengrafiken in die Ausstellung geschlichen. Die Linie als Ding ist der Musik ja sehr vertraut, sei es die Notenlinie oder die „Gesangslinie“ oder Melodielinie. Die Linie der Notenschrift suggeriert etwas bleibendes, wo doch die Linie der Töne, die Melodie, ihrem Wesen nach sich im Erklängen zugleich vollzieht und auslöscht und nur als vergangene ihre wesensmäßige Gestalt gewinnt. Und ist im Sichtbaren der Notenschrift wirklich das Hörbare gespeichert?

Auch wenn Sie in all dem hier versammelten vielleicht doch nur ein „Gefältel und Gekräusel“ sehen wollten, so haben Sie mit diesem faktenfreien Unfug, um noch einmal Werner Hofmann zu bemühen, „eine Andeutung von Wirklichkeitszonen“ vor Augen, und Sie haben die Chance, „spielerischen Extrakten des Möglichen“ zu begegnen und vielleicht gelingt es Ihnen ja auch die „ungeheuren Verschlingungen“ von Formen, Linien und Farben zu sehen „als Gleichnis für das, was Leben heißt.“ Das würde uns freuen.

In diesem Sinne: bleiben Sie dran! Ich danke Ihnen.

Nikolaus Brass

29. 1. 2015